

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 214. Bromberg, den 3. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(15. Fortsetzung.)

Die Türe öffnete sich zu einem Drittel. Eva Maria vermochte keinen Schritt weiter zu gehen, als sie in diese angstverzerrten Züge der Mutter Gellerns sah. Kein Wort fiel. Nur der Blick der Baronin glitt an dem jungen Mädchen herunter und blieb an den Blutspuren ihrer Hände und ihres pelzbesetzten Kleides hängen.

Sie schloß die Augen. Als sie dieselben wieder öffnete, stand Eva Maria neben ihr und neigte sich küssend über ihre Hände.

„Mein Sohn?"

Kein Klagen, kein Schreien! Nichts wirkte erschütternder, als dieses, „mein Sohn" aus dem Munde der alten Dame.

„Es ist keine Gefahr mehr!" sagte Eva Maria und strich ohne innezuhalten über die bewegungslosen Finger der Baronin.

„Tot?"

„Nein, nein! Sie glauben mir nicht? Darf ich Sie zu ihm bringen, gnädige Frau? Wollen Sie ihn sehen und sich überzeugen, daß er lebt?"

„Ja, ich will ihn sehen, zuvor kann ich es nicht für wahr halten, daß er mir nicht genommen wurde!"

In ihrem Rollstuhl fuhr Eva Maria sie aus dem Zimmer, den breiten, gut erwärmten Korridor zurück. Vor Gellerns Schlafgemach machte sie Halt. „Sie werden nicht erschrecken, gnädige Frau?" bat sie dringend. „Und nicht weinen? Der Arzt hat absolute Ruhe zur Bedingung gemacht."

„Was notwendig ist, meinem Sohne ein Genesen zu bringen, werde ich ohne weiteres befolgen, liebes Kind. Sie können mich ruhig hineinlassen."

Warren stand über Gellerns Bett geneigt. Daneben der junge Arzt. Sie sprachen im Flüstertone miteinander. Als die Baronin von Eva Maria hereingefahren wurde, gingen beide auf sie zu.

„Ein Duell?" frug die alte Dame und sah unverwandt auf das Lager, darauf ihr Sohn ruhte. „Nicht? — Wie wäre das auch möglich gewesen. Er ist ja gar nicht fähig, einen anderen zu beleidigen. Mein guter Bub!"

Sie wollte ganz nahe an das Bett gefahren sein, damit sie wenigstens die eine ihrer Hände an die seine legen konnte.

Eva Maria erzählte kurz nur von seinem Ausgleiten. Von allem anderen nichts. Die Augen der Baronin wandten sich für einige kurze Sekunden ihr forschend zu. Aber sie frug nicht. Sie tat, als ob sie glaubte, glaubte, ohne zu zweifeln.

Wenn er lebte und gesund wurde, erfuhr sie von ihm ja eines Tages doch die volle Wahrheit. Jetzt genügte das andere.

Eva Maria schloß kein Auge in dieser Nacht. Dem Vater brauchte sie nichts zu erklären. Gersdorff hatte ihn von allem unterrichtet. Nur wie sie Zeuge des Unfalles geworden, das erzählte sie ihm.

Und dann kam sie an jedem Tage der folgenden Woche in das Landhaus Gellern und erkundigte sich, ob das Genesen des Barons Fortschritte machte. Gesehen hatte sie ihn nie mehr. Stets empfing die alte Dame sie allein, bis er doch eines Tages selbst am Palais der Herrenstraße vorfuhr.

Über zwei Stunden blieb er in Warrens Arbeitszimmer. Erregt klang die Stimme des Grafen durch die gepolsterte Türe. Dann folgte wieder minutenlanges Schweigen.

„Für mich ist die Sache insoweit belanglos", sagte Warren zum Schlusse, „als ich weiß, daß Sie ein Ehrenmann sind. Meine Tochter zu tadeln, daß sie just an Ihrer Schwelle geläutet hat, wäre ungerecht. Es war jedenfalls zehnmal besser, an der Ihren, als an einer anderen Schutz zu erbitten. Und Ihre Werbung, Baron Gellern, ehrt mich, ehrt mich sehr. Aber ich will meiner Tochter nicht das Recht nehmen, über ihr Herz und ihre Hand selbst zu verfügen. Wenn Sie wünschen, werde ich Sie bei ihr melden lassen. Sie können sich dann den Bescheid aus ihrem Munde selbst holen!"

Er drückte mit etwas unsicheren Händen auf die Klingel neben seinem Schreibtisch und befahl dem alten noch einzigen Diener des Hauses, der Komtesse zu melden, daß sie Besuch bekäme.

„Wer ist es?" frug Eva Maria und legte Elemer Radanyis Bild in das Geheimfach zurück, worin sie es stets verschlossen hielt.

Das wenige Rot, das ihren Wangen noch Farbe gab, verschwand. Sie öffnete die Lippen und wandte sich um, ohne etwas gesagt zu haben.

„Empfangen Komtesse?" mahnte der Diener bescheiden.

Sie schrak zusammen. Ein furchtbarer Kampf stand in ihrem Gesichte geschrieben. Ihr Kopf senkte sich und als sie ihn wieder hob, suchten ihre Augen nach den Fenstern, ob es nicht ein Entrinnen gäbe.

Der Alte räusperte sich.

„Ich lasse bitten!" kam es kaum hörbar.

Als Gellern wenige Minuten später eintrat, lehnte sie sich schutzsuchend gegen die blaßrote Seide der Bespannung. Langsam wandte sich ihm ihr Gesicht zu, aus dem alles Leben gewichen schien.

Sie wollte vorwärts gehen und vermochte es nicht, konnte dem Manne, der ihre Ehre verteidigt hatte, nicht dankbar beide Hände entgegenstrecken. Und wußte nicht, warum sie Furcht empfand vor ihm. Vor dieser Siegfriedsgestalt, die noch immer unweit der Türe stand und auf ihre Ermunterung wartete, näher zu treten. Sie sah auf ihre Hände, an denen in jener Nacht sein Blut geklebt hatte. Und von ihren Händen weg suche sie nach seinen Augen, die damals so fest geschlossen lagen. Nur sein Mund, der schwieg, wie in jenen Schreckensstunden auch.

Nun kam er trotzdem auf sie zu, ohne vor ihr aufgefordert zu sein. Sie konnte nicht mehr weiter zurückweichen, die Mauer gebot ihr Halt. Zwei Schritte nur trennten sie noch von ihm. Was sie nicht getan hätte, tat er. Beide Hände streckte er ihr entgegen.

„Komtesse, ich danke Ihnen für mein Leben!"

Sie aber dankte ihm mit keinem Worte, daß er es für ihre Ehre eingesetzt hatte.

Stumm, den Kopf gesenkt, stand sie vor ihm.

Und wartete, wartete, daß er ging — ging — weil sie Angst empfand, Angst, daß er seinen Lohn von ihr fordern würde. Und er tat es. Er forderte nicht! Er bat!

Kein Schwall von Worten erging über sie. Er kniete nicht vor ihr. Einfach, schlicht bat er sie um das Glück, ihm Weib zu sein.

Sie ließ ihn ohne Antwort stehen, sah, wie er die Lippen aufeinanderdrückte und wartete, bis sie sprechen würde.

Aber sie schüttelte nur verzweifelt den Kopf.

Gellern verfärbte sich. „Sie weisen mich demnach ab, Komtesse?“

Sie sah auf, sah diese gütigen, blauen Augen, den feingeschwungenen Mund, der heute ohne jedes Lachen war. Mitleid hielt ihr das „Nein“ auf den Lippen zurück.

„Ich kann Ihnen heute noch keinen Bescheid geben!“, sagte sie, jedes ihrer Worte abwägend. „Wenn Sie mir Bedenkzeit geben würden — vier Wochen nur. — Aber Sie werden nicht warten wollen!“

Sie sah, wie er aufatmete.

„Ich werde warten, Komtesse!“

Er neigte sich über ihre Hand, sah ihr noch einmal in die Augen und verließ den Raum.

Sie starrte ihm nach und glitt in die Knie, als sich die Türe hinter ihm schloß.

„Elemer! — Elemer! — So weit hast du mich gebracht, daß ich einem anderen Hoffnung mache. — Nur eine Zeile! — Nur eine Zeile, daß du mich nicht vergessen hast!“

So fand sie Warren, als er eine Viertelstunde später bei ihr eintrat, um nach ihr zu sehen.

Er nahm sie in die Arme und liebkoste ihr schmalgewordenes Gesicht.

„Eve Mi, — ich hab dich nicht verkauft! Bei Gott, ich hab' es nicht getan!“

Sie nickte und drückte sich schutzsuchend gegen seine breite Brust.

Er griff in die Tasche und holte ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt heraus. Eine Notiz war mit einem blauen Strich umrandet. „Lies es dann, Eve Mi. Und dann komm zu mir. Gersdorff war heute morgen da . Er hat wieder Hoffnung. Vielleicht gibt es doch noch ein Hinüberkommen auf festen Grund.“

Als er gegangen war, nahm Eve Mi das Blatt zur Hand. Gleichgültig, weil sie für nichts mehr Interesse empfand, begann sie zu lesen. Dann zitterte das Papier zwischen ihren Fingern. Sie mußte es auf den Tisch legen, weil es ihr zu sehr schwankte. Sie wischte sich noch einmal die Augen rein und las:

„Newyork: Der Geiger Elemer Radanyi, der seit sieben Monaten unseren Erdteil bereist, ist der Typus des rassigen Vollblutmusikers. Schärfste Energie, großzügiges, geistiges Erfassen verbindet sich mit einem heißen Empfinden und einem leidenschaftlichen Temperament zu einem Zusammenklang edelster Art. Man glaubt in dem mit berauschendem Wohlklang gesättigten Ton den Herzschlag des Künstlers zu hören. Seine Geige erscheint eine mit Eigenleben begabte Vermittlerin seiner Gedanken und Gefühle zu sein. Technische Schwierigkeiten gibt es für diesen glänzenden Virtuosen überhaupt nicht. Nimmt man dann noch das Gesamtbild seiner Erscheinung, so ist es begreiflich, daß er gefeiert und umworben ist, wie nie noch ein Künstler vor ihm. In Newyork heißt er kurzweg der „Geigerkönig“. Und er trägt diesen Titel zu recht. Unbegreiflich aber ist, wie Europa diesen Virtuosen nicht mit allen Mitteln an sich zu fesseln suchte, denn er wird sehr wahrscheinlich nicht mehr dorthin zurückkehren. Man betrachtet ihn hier mit unbedingter Sicherheit als den zukünftigen Schwiegersohn des Großindustriellen Pier van der Veldt. Da er selbst auch Riesensummen mit seinen Konzertreisen verdient, wird er in Bälde einer der reichsten Menschen unseres Erdteils sein!“

Das Blatt glitt raschelnd zu Boden. Eva Marias Hände lagen übereinandergelegt in ihrem Schoß. Sie schloß die Augen. Klar, ohne jedes Verwischtsein stand sein Bild vor ihr, seine Worte klangen auf, als würde jedes eben erst gesprochen.

„Ich komme, Eve Mi! So wahr der Himmel über der Pußta steht, kannst du auf mich rechnen. Glaubst du mir?“

Und sie hatte ihm geglaubt. Aber alles, was er gesagt hatte, war Lüge gewesen. Sie hatte ihren Schwur umsonst gegeben.

„Elemer! — So kannst du an mir handeln?“

Wenn er sie nicht mehr liebte, wenn er frei sein wollte, dann hatte er doch zum mindesten die Verpflichtung, ihr zu schreiben: Mein Fühlen und Wollen von damals hat sich geändert. Ich war im Irrtum, als ich dir sagte, mein Herz und meine Seele sei nur dir zu eigen. Ich weiß es jetzt, was Liebe ist. Gib mir mein Wort zurück.

Aber er fand den Mut nicht hierzu und hüllte sich in jämmerlich feiges Schweigen.

Ellen van der Velt, das war die Kleine, die er damals einen entzückend süßen Kobold nannte und von der Ballin sagte, daß sie alles zuwege brächte, wenn sie nur wollte. Vielleicht hatte sie schon auf der Überfahrt all ihre Künste spielen lassen, Elemer für sich zu gewinnen. Und dann war er ihr nach und nach ganz verfallen. Es war wohl das schlechte Gewissen, das ihn in Hallers Briefen immer wieder nach ihr fragen ließ.

Müde, wie nach einer schweren körperlichen Arbeit sank sie im Arbeitszimmer des Vaters in einen der Stühle. Warren frug nicht. Und Eva Maria sprach kein Wort. Nur ab und zu sahen sie sich an und jedes wußte, was das andere dachte. Ihre Hände legten sich für einen Augenblick über einen Aktenbogen, der auf dem Schreibtisch lag. Sie fühlte, wie etwas Hartes sich darunter wölbte. Ohne es eigentlich zu wollen, schob sie das Blatt zur Seite.

Ihr Arm fiel jäh herab. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie den Vater an.

Warrens Lippen verschoben sich. Langsam, schleppend kamen die Worte aus seinem Munde: „Ich habe alles versucht. Es bleibt mir nur noch dieses eine, Eva Maria! Gerstorff hat sich vor einer Viertelstunde vergiftet.“

„Und ohne mich wärst du gegangen! — Auch so über mich hinweg, wie — wie der andere —!“

„Nein, Eve Mi! — Ich hätte dich rufen lassen oder dich selber geholt, wenn du nicht gekommen wärst! Ich habe ja versprochen, es dir zu sagen, wenn es Zeit ist. Nun kannst du wählen, ob du bleiben oder mit mir gehen willst.“

„Ich gehe selbstverständlich mit dir. — Was sollte ich sonst noch?“

„Leben!“

Warren hatte es herausgestoßen und griff mit beiden Händen nach denen der Tochter.

„Du tust mir weh, Vater!“ sagte sie und suchte sich frei zu machen.

Er spannte seine Muskeln nur zu noch festerem Griffe. „Das ist ja gar nichts gegen das andere, Kind. Wenn ich dich nicht sicher treffe. Und — ich werd' es nicht — sieh, meine Hände zittern so.“

Die ihren lagen nun ganz ruhig und willenlos.

„Ich werde mich vollständig still verhalten, Vater. Du triffst doch auch das Wild im Sprung. Und ich bin dir doch so nah. Du brauchst nur hier an meinen Schläfen anzusetzen.“

Mühelos hatte sie ihr Gelenk aus seinen Fingern befreit und strich ohne jedes Beben das blonde Haar zurück. „Sieh her — die Stelle liegt ganz frei! Du brauchst nur abzudrücken!“

„Nur abzudrücken . . .“ murmelte er nach. „Und dann, Eve Mi? — —“

„Dann kommst du an die Reihe!“ wollte sie sagen. Aber sie brachte es nicht fertig. Sie sah ihn an, wie er so vor ihr saß, ganz gebrochen und zusammengesunken, wie ein gebrochener Greis und war noch nicht einmal sechzig. Vor einem Jahre noch hatte sie die weißen Fäden an seinem Barte zählen können und heute war kaum mehr ein schwarzes darunter. Sein Rücken, der immer so straff und gerade die breiten Schultern getragen hatte, bog sich nach vorne. Von der Nase zu den Mundwinkeln liefen zwei tiefe, dunkle Falten, die dem ganzen Gesichte etwas Altes, Sorgengequältes gaben. Ihre Gedanken eilten in die Kindertage zurück. Sie hatte nichts als Liebe von ihm genossen. Nicht ein rauhes Wort von ihm, das ihr erinnerlich gewesen wäre.

Er war ihr Vater und der Ursprung ihres Lebens lag in dem seinen. Und sie konnte ihm dies erhalten, wenn sie Gellerns Frau wurde.

„Vater!“

Warren hob kaum merklich den Kopf. „Ich kann nicht, Eve Mi. — Es ist schwerer, als ich geglaubt habe!“

„Laß nur, es ist nicht mehr nötig!“ Sie strich über sein spärlich gewordenes Haar. „Ich will an Gellern schreiben, daß er kommen kann. Ich bin bereit, Vater.“

„Eve Mi!“

Er tastete ohne aufzusehen nach ihr. Aber sie hatte das Zimmer bereits verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Telegramm.

Geiz ist die Wurzel alles Übels. Daher sind auch die Schotten übel angeschrieben in England — und das will etwas bedeuten!

Ein Schotte betritt das Telegraphenamt eines Postamtes in Newyork. Nachdenklich nimmt er ein Telegrammformular, sieht fragend den Beamten hinter dem Schalter an: „Ich möchte nach Chicago telegraphieren. Wie teuer ist das?“

Höflich entgegnet der Beamte: „Bis zu zehn Worten kostet das Wort fünf Cent. Die Unterschrift kostet nichts.“

Der Schotte sinnt. Lange. Tief.

„Die Unterschrift kostet nichts, sagten Sie?“

Der Beamte nickt.

„Hm, könnten Sie nicht meine Unterschrift senden?“

Der Beamte lächelt belustigt: „Schön, ich werde Ihnen den Gefallen tun. Wie heißen Sie denn?“

Der Schotte setzt die unschuldigste Miene der Welt auf: „Mein Name ist etwas lang. Ich stamme nämlich von den Rothäuten ab. Ich heiße „Vor-Freitag-bin-ich-nicht-zurück!“

Ueber Abendsingwochen.

(Ein Brief.)

Du hast mich oft gefragt, was es mit einer Abendsingwoche für eine Bewandtnis habe und noch nie habe ich dir die rechte Antwort geben können. Das mag wohl kommen, weil jede ein anderes Gepräge hat, ein Antlitz für sich, das man einzeln darstellen müßte. Im Grunde aber sind sie sich alle gleich, und ich will versuchen, dir ein ungefähres Bild zu geben.

Auf keinen Fall darfst du an einen Kursus denken, wo man Vorträge hält, das Gehörte niederschreibt, und als Methode beglückt von dannen trägt. Du kennst ja meine Abneigung vor dergleichen Dingen. Unser Volk ist genug mit Reden und Vorträgen gefüttert worden. Es ist besser, wenn man anfängt zu arbeiten, und so halten wir es auch. Das heißt auf unser Gebiet übertragen, wir singen.

Nach den Mühen des Tages finden sich sanglustige Menschen für einige Stunden zusammen. Alle Stände sind vertreten, vom Scharwerksmädchen bis zur Besitzersfrau, vom Lehrer bis zum jungen Kaufmannslehrling, — und — das ist recht. Wir müssen endlich wieder einmal fühlen, wie alle zusammengehören und man kein Recht hat, mit hochmütigen Blicken auf den zu sehen, der einer sogenannten niederen Volksschicht angehört. Da gibt es viele, die kennen kein Volkslied; den meisten sind Noten fremd, oder sie können nicht danach singen. Mancher hat überhaupt aufgehört zu singen, weil man ihm sagte, er sänge schlecht. Ein anderer wieder singt gut oder tremoliert gar. Du siehst, es ist alles vorhanden, und daß gerade die sogenannten „Ungebildeten" vorwiegen, ist um so besser. Man hat diesen Außenstehenden lange genug eingeredet, für Musik sei eine „Bildung" nötig und wer sie nicht besäße, der stünde außerhalb seiner Welt. Wir wollen diese Lüge einmal gründlich totschlagen und an unsere Vorfahren denken, die nichts von dergleichen Dingen wußten, und dennoch sangen und Lieder schufen, von denen die Musik des Asphalts in ein Nichts zerstiebt. Man sieht, hier ist wo anders etwas nicht in Ordnung, doch davon später einmal.

Die meisten kommen zu Beginn der Abendsingwoche mit diesen Zweifeln, und es ist deutlich verspürbar, wie zaghaft und ängstlich sie sich geben. Ein Krampf, etwas Unerlöstes, sitzt in ihren Seelen, was befreit sein will. Das ist bei der einfachsten Vorübung zu merken, womit begonnen wird: dem Atem. Wie wenige wissen, was Atem ist; sie können überhaupt nicht richtig atmen. Ganz allmählich läßt man sie spüren, wie hier ein Weltvorgang im Kleinen sich vollzieht, der große Pulsschlag des Alls, das Steigen und Fallen der Kraft. Die Ruhe ist uns Ausgang, ohne sie ist lebensnahe Musik nicht denkbar. Wir lassen alle körperliche Schwere, alle Gedanken des Tages der Vergessenheit anheimfallen und vertiefen uns in den Atemvorgang und leben darin. Das beschäftigt uns zu Beginn eines jeden Abends, und es ist erfreulich, am Wochenende zu sehen, wie die Stille in die Menschen eingekehrt ist. Im Antlitz sind die Falten geglättet, man irrt nicht mehr mit den Augen umher, sondern ist ganz bei sich. Ein weiterer Schritt bringt uns wiederum zu einem einfachen Geschehen: dem Ton. Wir lassen auf einmal den Atem bei geschlossenem Munde gleichmäßig tönen und vertiefen uns genau so in diesen Vorgang, wie in den des Atmens. Läßt man den Menschen erst einmal empfinden, daß er hier selbst Instrument wird, auf dem er musizieren kann, das man schonen und hüten muß, weil es kostbarer ist als alles Geld, so kehrt auch in dem einfachsten Gemüt Jubel und Freude ein. Es weiß sich reich in aller Armut.

In der gleichen Ruhe bauen wir weiter an den einzelnen Tönen und Lauten. Ein jeder für sich, immer aber im Ring der Gemeinschaft. Schrille und schnarrende Stimmen werden reiner, der Chor bekommt einen vollen warmen Klang. Die Töne werden im Lied nicht mehr nebeneinander gesetzt, sondern schwingen in der Welle von Atem und Melodie mit. So sammeln wir in reger Selbstarbeit die Bausteine für das Lied. Der Unbefähigte wird auf einfache, natürliche Weise vorgebildet und seine Zweifel, ob er auch singen könne, gelöst.

Wenn dann nach allen Übungen die Augen nach einem Lied verlangen, ist auch schon so ein lustiger Geselle mitten unter uns, seinen Spaß zu treiben. Da wird herzhaft gelacht, und die letzte Scheu entfällt. In den nächsten Tagen machen wir uns ein Lied nach dem anderen zu eigen. Oft fehlen uns für eine schöne Weise, die gerade in die Jahreszeit gehört, die Noten. Da muß Gehör und Gedächtnis heran, wenn vorgesungen wird, und es geht gut. Ich halte es für äußerst wichtig, Lieder wieder mündlich zu überliefern; damit wandert das alte Gut in das Leben des Menschen zurück, es wird ganz sein Eigen. Was nützen uns alle Liedsammlungen, wenn sie nicht im Menschen heimisch werden. Es ist traurig zu sehen, wie unglaublich arm der Liedschatz des Einzelnen ist. Da sitzen nur einige Liebes- und Vaterlandslieder, von denen man auch nur die erste Strophe kennt. Von einer guten Volksweise ganz zu schweigen. Weil alles zwanglos geschieht, werden auch mehrstrophige Lieder sehr schnell gelernt. Singen wir nach Noten, so verschwinden sie beim dritten Male. Auswendig singen bleibt die Losung.

Nach genügender Chorschulung an der Einstimmigkeit setzt erst die Mehrstimmigkeit ein. Hier ist jeweils das Bild nach der Zusammensetzung der Teilnehmer verschieden. Zweistimmige, dreistimmige gemischte Chöre sind die Regel. Doch wird nicht eher dazu gegangen, bis nicht jeder die Melodie des Liedes beherrscht. Gewöhnlich bildet der Kanon, das Singrädlein, die Brücke. Die Mehrstimmigkeit findet sich hier ohne viel Mühe von selbst und erhöht die Lust am Zusammenklang.

Viele Freude bringt der Volkstanz in unseren Kreis. Ihm ist eine kleine Spanne Zeit am Ende des Abends gewidmet, damit auch der Körper zu seinem Rechte komme. Du siehst aus allem, daß es sich hier um keine einseitige Einstellung handelt, sondern daß alles gepflegt wird, was volkstumbildende Kraft besitzt. Darum spielt auch das Leben selbst mit herein. An der Herbheit des alten Liedes taucht von selbst der Vergleich mit dem Schlechten auf. Es spinnen sich die Parallelen zwischen Volksleben und Lied. Das Unechte im schlechten Lied veranlaßt auch ein Suchen nach artfremden Gedanken und Äußerungen in anderen Lebensgebieten, in Kunst, Theater, Kleidung und Sitte. Man schaut dort das gleiche Leid und lernt die Notwendigkeit, hier ebenfalls von Grund auf umzugestalten. So steht in diesen Stunden die große deutsche Not vor jedem Einzelnen auf, und er begreift, wie sein ganzes Ich eingesetzt werden muß, daß es besser werde, auch daß der Anfang bei ihm liegt.

So eilt eine Woche dahin. In brüderlicher Zusammenarbeit hat sich ein Stück Leben geformt, das vorwärts drängt. Der Wille zur Gemeinschaft ist erwacht, eine Keimzelle zu neuem Volkstum. Ich sehe in der Arbeit der Abendsingwochen, sofern man in den örtlich entstandenen Singkreisen ernsthaft weiterstrebt, einen sicheren Weg zu einer inneren Gesundung weiterer Volksschichten, eine Lebensschule, die durch nichts anderes erzieht als durch die Kräfte, die dem Volke entstiegen und in seinem Liede sich zum klarsten Kristalle zusammenballen.

Wir geben, machen wir das Lied weiter lebendig, dem Volke seine Seele zurück.

Dein P.

Hirschbrunft.

Von Förster H. Borchert-Wippra.

Über die Stoppelfelder wehen silberglitzernde Altweiber-Sommerfäden. Die Abende werden merklich kühler; die Landleute sitzen am Feierabend nicht mehr vor der Tür, ihre Pfeife schmauchend oder die Zeitung lesend. Am frühen Morgen sind sogar die Wiesen mit Reif bestreut.

Da beginnt in den Wäldern ein geheimnisvolles Leben. Etwa Mitte September wechseln die starken Hirsche aus, die sich abseits der großen Reviere in stillen Dickungen aufhielten. Nun wandern sie dorthin, wo das ganze Jahr über das Kahlwild in größeren Rudeln zusammensteht. Der starke Hirsch gleicht dem alten Griesgram, der abseits der Welt seine eigenen Wege geht, nun aber zur Frühlingszeit farbenfrohes und lachendes Leben aufsucht. Und die Frühlingszeit des Rotwildes bringt der bunte Herbst mit sich. Anfangs ist noch alles ruhig, nur der aufmerksame Jäger findet die frischen Fährten und merkt, daß fremde starke Hirsche zugewandert sind. Manchmal hört man auch mitten in der Nacht ein vereinzeltes, langgezogenes Röhren. Dann wird es allmählich lauter, und eines Morgens, noch zu nachtdunkler Zeit, dröhnt der ganze Wald wider vom wilden, urgewaltigen Röhren.

Es ist etwas Wunderbares um diese wilden Klänge in nächtlichen Wäldern, diese kraftvollen, herrischen Kampfrufe! In allen Farben lodern die herbstbunten Wälder, Nebelschwaden lagern auf den Wiesen und ziehen um die Berge.

In einer Gutsfeldmark, inmitten großer Kornschläge liegt ein kleines, dichtes Feldgehölz, unberührt von Weg und Steg. Eine Wegstunde davon beginnt der Staatswald; es sind große zusammenhängende Forsten, wo sich noch gute gehegte Wildbestände befinden. Kein Mensch denkt daran, daß in dem kleinen Gehölz ein alter starker Hirsch seinen Sommerstand gewählt hat. Mit seinem „Adjutanten", einem schwächeren Beihirsch, verbringt er hier faul und bequem die heißen Sommertage. Die beste Äsung findet er in der nächsten Umgebung, in den Hafer- und Kleefeldern, würzige Kräuter in den Feldhölzern. Doch nichts währt ewig. Als die Mähmaschinen rattern, wird es den Hirschen ungemütlich, und in der nächsten Nacht wechseln sie aus. Längere Zeit treiben sie sich planlos umher, tagsüber bleiben sie **in**

Feldgehölzen und Randdickungen der großen Forsten stehen. Die „Feistzeit“ geht ihrem Ende zu. Die Plänkeleien zwischen den beiden Hirschen, das „Scherzen“, wird heftiger. Schließlich bekommt der Beihirsch es satt, und er läßt den Alten allein. Den zieht bald der süßliche Brunftgeruch einer Wildfährte an, er findet das Stück Kahlwild noch allein und erlebt ein stillverschwiegenes, ungestörtes Liebesglück. Doch da trägt ihm abends der Wind das Röhren der Hirsche von fernher zu, die Unruhe treibt ihn vorwärts, und gegen Morgen stößt er auf die Fährten eines starken Rudels. Er zieht dem Röhren des Platzhirsches nach und schmettert ihm seinen herrischen Kampfruf entgegen. Der Beherrscher des Rudels ist nur ein mittelstarker Zehnender und dem Vierzehnender nicht gewachsen.

Schrei auf Schrei dringt in die Morgenstille hinaus, bis die Kämpfer sich zum Waffengange gegenüber stehen. Die Geweihe senken sich und prasseln aufeinander. Lange tobt der erbitterte Kampf. Die scharfen Schalen reißen den Waldboden auf, keuchend fliegt der heiße Atem der Kämpfenden in die kalte Morgenluft, bald erhält der eine, bald der andere einen derben Schmiß. Bis der Jüngere das Spiel verloren gibt; plötzlich läßt er von dem Gegner ab, prescht zurück und trollt mit arg zerfetzter Decke von dannen, während der Sieger seinen stolzen Kampfruf in die herbstliche Morgendämmerung hinausschmettert und als neuer Herr und Gebieter das Rudel Mutterwild zusammentreibt.

Leicht hat der alte Vierzehnender es nicht. Als Platzhirsch muß er dauernd kampfbereit sein. Lungern doch ständig liebebedürftige Beihirsche beim Rudel umher. Auch das Kahlwild versucht manchmal, sich der strengen Herrschaft zu entziehen. Wehe dem Stück, wenn es dem Alten nicht zu Willen ist! Zornig stößt er einen kurzen Brummer aus, und es setzt derbe Geweihstöße. Manchen Kampf hat der alte Hirsch auszufechten, wollen ihm doch ständig andere Hirsche die Würde des Platzhirsches streitig machen. Der Brunftplatz, eine langgestreckte Wiese, dröhnt allmählich vom wilden Röhren wider, und das laute Orgeln lockt immer von neuem Nebenbuhler herbei. —

Aber noch ein anderer horcht auf die gewaltigen Stimmen am Brunftplatz. Der Jäger hat erkannt, daß ein der Stimme nach alter Hirsch den Brunftplatz an jener Wiese behauptet. Aber das Kahlwild ist sehr aufmerksam, und das Leittier paßt scharf auf; auch die herumlungernden Beihirsche sind im Wege. Der Wind stößt in den Morgen- und Abendstunden hin und her und trägt dem Wilde die menschliche Witterung zu. Endlich gelingt es dem unermüdlichen Jägersmann, der sich die Nacht um die Ohren schlägt, den Hirsch zu Gesicht zu bekommen und festzustellen, daß er reif für die Kugel ist.

Aber so schnell läßt sich dieser Hirsch nicht zur Strecke bringen. Lange Zeit ist alle Mühe umsonst, bei gutem Büchsenlicht nahe genug heran zu kommen. Eines Morgens gelingt es endlich, auf einem schmalen Wege inmitten der Dickungen dem Rudel den Wechsel abzuschneiden. Der Grünrock kauert an einem Busche nieder und erwartet das Wild. Leise bricht und knackt es im Dickicht, seltsam geheimnisvoll klingt das Anstreichen des Geweihes an die Kiefernzweige, ganz nahe „mahnt“ ein Tier. — Dann beginnt ein wildes Rumoren in der Schonung. Zornig „knört“ und „trenzt“ der Hirsch, bis er schließlich zum vollen Orgeln übergeht. Dicht vor dem Lauernden dringt Schrei auf Schrei in den klaren Herbstmorgen hinaus. Den Jäger hinter seinem Busche packt das „Hirschfieber“, das selbst alte, erfahrene Leute überfällt. Eiskalt überläuft es ihn, die Knie zittern; ein Tier nach dem andern überquert den Weg, schattenhaft, schnell und lautlos wie ein Schemen, zuletzt der mächtige Rumpf des Hirsches; einen Augenblick verhofft der Alte, aber ebenso schnell ist er drüben verschwunden. Zu spät schnellt die Büchse hoch; das Hirschfieber hat die Entschlußfähigkeit des Jägers gelähmt. —

Allzu lange dauert der wilde Trubel nicht. Nach etwa knapp zwei Wochen ist der Hirsch des Kampfes und der Liebe müde. Eines Morgens läßt er sein Rudel allein weiter ziehen und bleibt auf der Höhe eines Hügels sitzen, von wo er gute Umschau halten kann. Aber abends zieht es ihn doch wieder zu seinem Harem, er treibt die Beihirsche auseinander und ist wieder der unleidige, unduldsame Platzhirsch. So geht es noch einige Male. Dann wird es still. Die Liebe ist erloschen. Der starke Hirsch wechselt aus, mehrere Nächte lang zieht er weiter, bis er in ruhige Revierteile kommt, wo es nicht so viel Rotwild gibt. Er hat Ruhe und Erholung nötig; zerfetzt ist seine Decke, der ganze Körper voll mehr oder weniger derber Schmisse, und sein Gewicht hat außerordentlich abgenommen. Bis zum Winter muß er sich wieder erholt haben; daher bleibt er still und friedlich. Er sorgt dafür, daß er einen oder zwei Beihirsche für seine Sicherheit behält; er läßt sie stets vorangehen, wenn er abends auf die Äsung zieht. Vom Kahlwild will er nichts wissen, bis nach Jahresfrist in kühlen Septembernächten auch ihn die uralte Sehnsucht, die ewig neue, ewig junge Liebe wieder packt.

Lustige Rundschau



* **Er sieht den Grund ein.** Plitsch kommt zu spät ins Konzert. Der Logenschließer verweigert ihm den Eintritt: „Bedaure, mein Herr, der Dirigent hat ausdrücklich angeordnet, daß sofort nach Beginn des Konzerts die Saaltüren geschlossen werden.“ — „Er hat wohl Angst, daß die paar Männekens, die sich das Konzert anhören, schon nach den ersten Takten die Flucht ergreifen?“ fragt Plitsch.

*

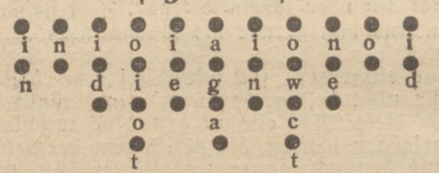
* **Vergnügen.** „Waren Sie verreist?“ — „Ja. In Italien.“ — „Vergnügungsreise?“ — „Nein. Hochzeitsreise.“



Rätsel-Ecke



Spitzen-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben entsprechend zu ersetzen, derart, daß senkrecht zu lesende Wörter entstehen. Bei richtiger Lösung nennt die oberste wagerechte Punktreihe eine bekannte Gestalt.

*

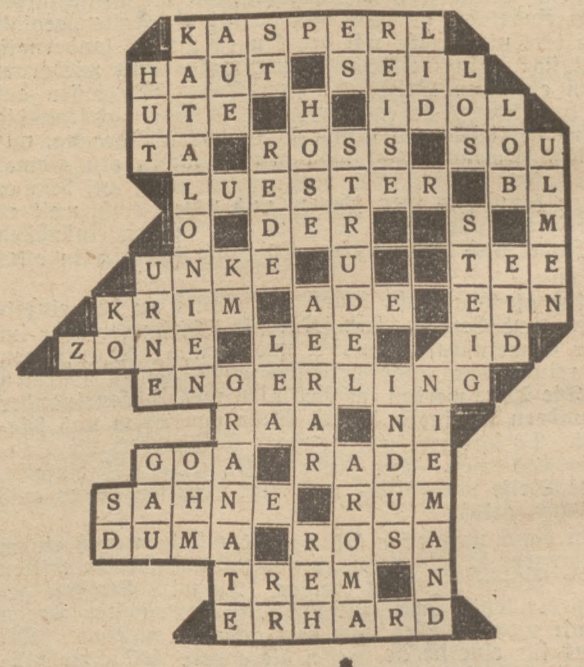
Buchstaben-Rätsel.

Als feste Stadt in Hollands Gauen,
Ist's kopflos in der Hand der Frauen
Bei fleiß'gem Nadelwerk zu schauen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 209.

Kreuzwort-Rätsel:



*

Rätsel: August.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.